

(Nachdruck verboten.)

40]

Die flucht.

Von K. Bagrynowski.

Glitzberg lächelte geheimnisvoll, streichelte seine rote Nase und die goldenen Locken, die seine Schläfen umringelten, winkte aber abwehrend mit der Hand und that sein Möglichstes, dem Drängen der Kameraden zu widerstehen und seine Pläne für sich zu behalten.

„Gute Kritik würde mir nur meine Sicherheit rauben!“ gestand er im Fortgehen.

Bei diesen Worten wurde die Fröhlichkeit noch aufgelaßener.

Am andren Tage aber verließ Mußja zum allgemeinen Erstaunen seine Wohnung bei Arkanoffs und verschwand aus dem Städtchen. Nach zwei Tagen brachte Glitzberg zwanzig Rubel in die Kasse.

„Was soll das heißen? Hast Du Mußja erschlagen?“

„Dies Geld opfert Mußja aus freiem Willen!“

„Also hast Du's ihm gesagt!“ riefen sie entrüstet.

„Nein. Ich habe zwanzig Rubel mit ihm gewettet, daß er es nicht über sich bringt, zwei Monate in seiner Wohnung zu bleiben. Wir haben beide unser Pfand bei Pietroff deponiert.“

„Wo hast Du Dein Opfer verborgen?“

„In seiner eignen Wohnung. Ich bin verpflichtet, ihn zu verpflegen, ihn mit Mammutzähnen und . . . Neuigkeiten zu versorgen.“

Er zwinkerte mit den Augen und strich sich zufrieden über die Nase.

14.

Der Tag war im Scheiden. Das Abendrot, das durch die großen Fenster drang, überslutete die Wohnung Arkanoffs einen Augenblick mit purpurnen Glut. Die Bücher, Zeitungen und Papiere, die auf dem Tische lagen, wurden von einem leisen Rot überhaucht, als schämten sie sich ihrer Vernachlässigung, die nun plötzlich ans Licht kam. Auf einem Tischchen blühte das Messing des siedenden Samowars auf. Der spie unverdrossen graue Dampfswolken in die Luft, knurrte und brodelte und suchte, daß die weißen Laffen, die sich an seinen Fuß schmiegt, kurrten und die weiter stehenden Teller, die den Abendimbis: ein Brot, geräucherten Fisch und Butter enthielten, leise klangen. Nur die schwere silberne bis an den Rand mit schneeweißem Zucker angefüllte Zuckerdose schwieg, und schweigend saßen sich auch Arkanoff und Eugenie am Tisch gegenüber. Der angenehme Geruch von frisch aufgebriihtem Thee zog mit den warmen Dunstwolken durch's Zimmer.

„Das muß ein Ende nehmen. Sag' mir endlich einmal, was Du mir eigentlich vorzuwerfen hast?“ brach Arkanoff das Schweigen.

„Du weißt nur zu gut, was ich meine. Du hast versprochen, keine neuen Vorräte mehr zu beschaffen; wir sollten nur noch verbrauchen, was übrig geblieben war. Und nun seh' ich die Zuckerdose wieder gefüllt. Du hast vergessen, daß die andern schon seit langem nichts mehr von alledem genießen.“

„Ja, aber all' ihre Ersparnisse machen kaum ein Viertel von dem aus, was wir ihnen auf einmal gegeben haben, und sind noch nicht der zehnte Teil dessen, was wir ihnen möglicherweise geben werden.“

„Wer mehr gegeben hat, und wer weniger giebt, das ist gleichgültig.“ antwortete Eugenie mit bebender Stimme. „Die Hauptsache ist, daß es immer an allen Enden fehlt.“

„Denn sie verstehen nicht, Haus zu halten! Sie zahlen zu reichlich, geben Jan zu viel. In seinen besten Zeiten ging es ihm nicht so gut, wie jetzt. Er ist der einzige, der bei dieser Flucht ausgezeichnete Geschäfte macht.“

„Artemij!“ rief Eugenie schmerzlich aus.

„Was: — Ar—te—mij? Es ist endlich Zeit, daß Du aufhörst ein Kind zu sein und Dein ganzes Wesen hinzugeben, wo es mit fünf Rubeln gethan ist.“

„Früher hast Du anders gesprochen!“

„Ach, laß mich doch damit zufrieden! Früher, früher! . . . Früher war das ganz was andres. Früher handelte es sich um wichtige Sachen, um große Aufgaben, jetzt dagegen . . . Die

Flucht ist eine ganz persönliche Angelegenheit, geht nur uns Verbannten, nur unsre Wohlfahrt an. Nur der Klog von Alexandroff ist im Stande, sich einzubilden, sie sei ein Kampf mit „irgend jemand um irgend etwas“. Nur dem verrückten Niehorski kann es möglich sein, eine mystische, fast überirdische Bedeutung darin zu entdecken, und nur unreife Grünshäbel und Schwachköpfe können ihm Glauben schenken. Frage doch Tscherewin, der auch schon einige Jahre hier gelebt hat, und höre seine Meinung.“

Die Thränen, die an Eugeniens Wimpern hingen, waren plötzlich getrocknet; sie erhob die Hand.

„Genug!“

„Nein, ich will sprechen, denn es fällt mir nicht ein, fremden Grillen zuliebe krank zu werden, mir einen Magenkatarrh zu holen oder sonst was Nehnliches. Ich habe keine Pferdenatur dranzusetzen, wie sie. Diese ganze Fluchtgeschichte hab' ich schon hier sitzen. . . .“

Er legte den Finger an den Hals und goß sich ein Glas Thee ein. Er aß schnell und geräuschvoll. Es kam Eugenie vor, als schnalze er sogar lauter als gewöhnlich mit der Zunge. Sie stand auf und nahm ihre Astrachanmütze vom Nagel.

Er that als sähe er sie nicht an, aber als sie den Mantel anlegte und die Thür leise hinter ihr ins Schloß fiel, hatte er das Gefühl, als stände sein Herz still, und eine Unruhe überkam ihn plötzlich. Er sprang auf und lief seiner Frau nach. Auf der Treppe fand er sie nicht mehr, ihre schlanke Gestalt eilte schon auf die Türe der Genossen zu, quer über den Schnee, der in den Glutten des Sonnenunterganges flammte.

Dies verhaßte, bis an den Giebel zugewehrte Gebäude schien alle Strahlen des vergehenden Tages einzusaugen. Inmitten des Halbkreises der bereits verglimmenden Häuser loderte es, gleichsam ihm zum Hohn, wie ein ungeheurer Hausen glühender Brände, und der Rauch wirbelte darüber empor, wie über einem Opferaltar. Grauen, purpurdurchglühnten Nebeln gleich, stiegen zwei Rauchsäulen in die Luft, die eine über dem Wohnhause, die andre über der Klostammer, und ließen den Rauch der benachbarten Schornsteine tief unter sich zurück. Die Eisstakeln in den Fenstern brannten wie Rubine, und an den Eiszapfen, die vom Dachstuhl hinabhängen, blizten Tausende von Funken, als wären dort Reihen von Edelsteinen angebracht. Die Winkel und Ecken des Gebäudes, die Wölbungen und Unebenheiten der Schneedecke an den Wänden waren von feurigen Bändern, Federn und Adern blutig eingerahmt. Das rosige Licht des Abendrotes durchdrang die Schatten, umwehte die ganze Türe, schien in jedem Atom derselben zu vibrieren, daß man glauben konnte, das Haus leuchte von innen heraus, und der rote Schein auf den benachbarten Gebäuden, auf dem Schnee ringsumher und auf den blutig scheinenden Bäumen und Sträuchern rühre von seinem Glanze her.

Weiter aber verbreitete diese Glut, vom tiefen Blau der Luft durchsetzt, einen violetten Dunst über die schlummernden Wälder, die bleichen Auen und die düsteren Gebirgsabhänge, um dann, nachdem sie die zackigen Gipfel des Berges von Burumut erklimmen, wieder als blutige Lohr über Jans Hüte aufzuleuchten. Dort glänzten auch bereits die Sterne, der Polarstern unter ihnen, zu dem Eugenie in der letzten Zeit so gern hinausschaute.

Arkanoffs Erregung legte sich nach und nach; er kehrte ins Haus zurück, zündete eine Kerze an, und ging, in tiefe Gedanken versunken, im Zimmer hin und her. Ab und zu blieb er stehen, schlug die Hände zusammen, schüttelte den Kopf und flüsterte leise:

„Nein . . . das ist unmöglich! Sie würde mich hier lassen und ihnen folgen. . . Ach, wenn doch . . . irgend ein Teufel, irgend ein Zufall. . . Was gäbe ich darum, wenn alles . . . Sie wird ihnen folgen. . .“ wiederholte er, zusammenschlendend, und konnte es nicht länger aushalten zu Hause, ergriff seine Mütze, zog den Schapfelz an und ging über den Schnee, den die Dämmerung schon aschgrau gefärbt hatte, zu den Genossen.

Von den Fittichen der Nacht empfangen, schienen die Gebäude des Städtchens kleiner geworden zu sein, sich niedergekauert zu haben; wie eine Schar ruhender Raubtiere leuchteten sie mit ihren feurigen Fensteraugen durch die Dunkelheit. An dem ins Riesenhaft gewachsenen fahlfarbenen Himmelsdom waren ringsum die Sterne auf-

gekommen. Arkanoff kehrte noch einmal um, nahm Butter, Fleisch, Brot, Zucker und Thee vom Tische, fügte noch von den Vorräten aus der Speisekammer hinzu, band alles in eine Serviette und nahm es zu den Gefährten mit.

Er ging schnell, den Blick auf die Schatten geheftet, die über die hellen Eis tafeln ihrer Jurte huschten, und mäpigte seine Schritte erst, als Stimmen an sein Ohr schlugen. Die Verbannten sangen ein wehmütiges Lied, das die Eiswände mühsam durchdrang und leise und wehmütig zu ihm schwebte, wie der Gesang von Sklaven, die in unterirdischen Höhlen eine Zuflucht gefunden, wie der Hymnus der ersten Christen aus den Katakomben. Er blieb im Thur stehen und suchte Eugenien's Stimme zu erkennen, aber sie sang nicht mit, obgleich eben ihr Lieblingslied angestimmt wurde:

„Führ' mich hin zu der friedlichen Stätte,
Wo der Bauer nicht front und nicht schluchzt.“

Gerührt wie er war, wagte er es nicht, das Bündel mit in die Jurte zu nehmen, sondern ließ es an der Thürschwelle liegen und drückte die Thür leise auf. Ein wohlbekannter Blick bot sich ihm dar.

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Curt Grotte w i k.

Von allen Fixsternen, die wir am Himmel beobachten können, ist die Sonne der einzige, den wir nicht als bloßen Punkt, sondern als Scheibe wahrnehmen. Selbst die größten Teleskope vermögen uns keinen anderen mit Eigenlicht ausgestatteten Stern als ausgedehnten Körper zu zeigen. Selbstverständlich kommt das nicht daher, daß die Sonne größer ist als irgend ein anderer Fixstern, sondern nur daher, daß sie derjenige ist, der uns am nächsten steht. Gleichwohl tritt uns bei der Beobachtung der Sonne eine große Schwierigkeit darin entgegen, daß die Sonne ein glühender oder leuchtender Körper ist, dessen Oberfläche von einem ziemlich gleichartigen oder doch ziemlich unregelmäßig durcheinanderwogenden Feuermeer gebildet oder verdeckt wird. Dennoch hat man bereits seit langer Zeit gewisse Einzelphänomene in der Lichtsäule der Sonne unterscheiden können. Vor allem kennt man schon seit dem 17. Jahrhundert, seit Entdeckung des Fernrohres, die dunklen Stellen, die sich zeitweilig auf der Sonne bilden, und die von Ost nach West über ihre Scheibe ziehen. Außer den Sonnenflecken unterscheidet man noch die Protuberanzen, die wie Flammen aus der Lichtsäule am Rande der Scheibe hervorbekommen. Außerdem beobachtet man noch in der Nähe der Sonnenflecken hellere Teile, die man als Faceln bezeichnet, und die man bisher für identisch mit den Protuberanzen hielt. Die letzteren erklärte man für Faceln, die am Rande der Scheibe aufstreten und die natürlich auf dem dunkleren Himmels hintergrunde als in die Höhe lodernde Flammen erscheinen müssen. Ferner hat man in letzter Zeit auch noch den Faceln ähnliche Lichtpartien als Flecken und Facelflammen unterschieden.

Alle diese verschiedenen Erscheinungen geben uns ein Bild von der Tätigkeit der Sonne. Die glühende Masse, aus der dieser Stern wahrscheinlich besteht, entwickelt nicht ein gleichmäßig loderndes Feuer. Vielmehr scheinen in ihr eruptionsartige Explosionen stattzufinden, die als Protuberanzen in mächtigen Flammensäulen weit in den Weltraum hinaus schlagen. Ferner aber scheinen auch Störungen des Brandes einzutreten, die als Sonnenflecken ganz gewaltige Dimensionen annehmen.

Diese Deutung der Protuberanzen und Sonnenflecke ist indes keineswegs über allen Zweifel erhaben. Schließlich weiß man so wohl über jene leuchtenden Hervorragungen am Rande, wie über jene dunklen Flecken im Innern der Scheibe noch sehr wenig. Daß die Flecken durchaus nicht etwa zeitweilig erloschene Bestandteile der Sonnenoberfläche sind, sondern sich ebenfalls in glühendem Zustande befinden, das geht schon daraus hervor, daß sie spektroskopisch untersucht werden können, was ja bloß mit leuchtenden Körpern geschehen kann. Die Untersuchung mit dem Spektroskop hat gezeigt, daß an den dunklen Flecken leuchtende Gase vorhanden sind, welche vielleicht nur deshalb dunkel erscheinen, weil sie weniger leuchten als ihre Umgebung. Durch eine sehr scharfsinnige Methode hat nun aber der berühmte Astronom Locher nachgewiesen, daß an jenen dunklen Flecken wirklich eine niedrigere Temperatur herrscht, daß sie also in der That als lokale Störungen der Sonnenaktivität aufgefaßt werden können.

Locher geht von der Erwägung aus, daß hohe Temperaturen Gemische Substanzen dissoziieren, das heißt, daß sie chemische Verbindungen in ihre Elemente auflösen. Herrscht also auf einem Stern eine starke Wärme, so werden die meisten Elemente nicht zu einer Verbindung zusammentreten, sondern sie werden isoliert bleiben. Alsdann entstehen nicht die zahlreichen Substanzen, welche wir kennen, sondern es werden fast nur die in verhältnismäßig geringer Zahl auftretenden Grundstoffe vorhanden sein. Nun ordnen sich diese außerdem nach ihrer Schwere, und da man vermittelst des Spektroskopapparates natürlich in der Hauptsache nur die obersten Schichten in der Atmosphäre der Sterne beobachten kann, so wird man umso

weniger Stoffe finden, je höher die Temperatur des betreffenden Sternes ist. In den Spektren sehr heißer Sterne werden daher die Linien für Wasserstoff und Helium vorherrschen. Jedenfalls hat man mit dieser Erwägung ein Mittel gefunden, von der Zahl und Art der Stoffe, die man in der Atmosphäre eines Sternes spektroskopisch beobachtet, auf seine Temperatur zu schließen. So hat denn Locher in den „Proceedings of the R. Society“ eine ganze Stufenleiter von Sterngruppen aufgestellt, die sich gradweise durch ihre Temperatur unterscheiden.

Allein dieses Resultat war nur die Vorstufe für die Beurteilung der Sonnenflecken. Gut, es gibt Sterne, die so wenig heiß sind, daß in ihrer Lichtsäule sehr viele Gasarten nachweisbar sind, es gibt ferner solche, die noch Metaldämpfe in ihrer Atmosphäre besitzen, es gibt sodann aber solche, die nur noch leichte oder gar nur die allerleichtesten, Helium zc. besitzen. Wie steht es nun mit den Gasen, welche an den Sonnenflecken vorhanden sind? Die letzteren sind außerordentlich oft mit dem Spektroskop beobachtet worden. Es hat sich dabei gezeigt, daß sie vorwiegend die Elemente Vanadin und Titan enthalten. Diese Elemente findet man aber auch in gewissen Sternen, welche in der Temperaturstala, die Locher aufgestellt hat, ziemlich tief stehen, welche also verhältnismäßig wenig heiß sind. Man könnte nun vielleicht schon daraus schließen, daß die Sonnenflecke verhältnismäßig kühle Partien der Sonne darstellen. Allein es muß doch noch gezeigt werden, ob die Photosphäre (Lichtsphäre) der Sonne eine höhere Temperatur aufweist als die Flecken. Da ist es nun sehr merkwürdig, daß gewisse Spektrallinien beim Uebergang der Photosphäre an den Kernen der Sonnenflecke regelmäßig eine Verjüngung erfahren. Dieselbe Erscheinung findet aber statt beim Uebergang des Spektrums des Sternes Capella in das des Arcturus. Und zwar stehen beide Sterne im allgemeinen auf derselben Temperaturskala wie die Sonne, indes ist Capella doch noch wärmer als Arcturus. Und das ist nun der springende Punkt. Capella verhält sich so wie die Lichtsphäre der Sonne, Arcturus so wie die Sonnenflecken. Und ebenso wie Arcturus kälter ist als Capella, so müssen auch die Sonnenflecken kälter sein als die Lichtsphäre. Immerhin ist der Unterschied nicht allzu bedeutend. Denn Locher hat nicht weniger als zehn verschiedene Temperaturskalen für Sterne aufgestellt. Sonnenflecken und Sonnenlichtsphäre aber stehen dabei auf der gleichen Stufe. Es handelt sich also um nicht allzugroße Werte. Jedenfalls müssen wir hiernach die Sonnenflecken als kleinere, lokale Abkühlungen der Sonnenaktivität auffassen.

Interessant wie dieses Ergebnis ist auch die Methode, die zu ihm geführt hat. Es wird wohl nicht gelingen, daß ein Mensch eine Expedition nach der Sonne unternehmen wird wie nach dem Innern Afrikas oder nach den Polen. Aber trotzdem ist es nicht unmöglich, daß einst die Untersuchungsmittel so vollkommen werden, daß sie uns dieselben Dienste leisten, als wenn wir über die Oberfläche der Sonne dahinwandeln könnten.

Von der Sonne gehen Kräfte aus, die das ganze Sonnensystem im Damm halten. Als Anziehungskraft, als Wärme und Licht machen sie sich auch für unsere Erde in außerst starker Form bemerklich. Wenn wir aber nun sehen, wie die Oberfläche der Sonne keineswegs gleichförmig ist, sondern hier Störungen in der Tätigkeit eintreten, dort ungeheure eruptive Kraftäußerungen zu beobachten sind, so müssen wir zu der Anschauung kommen, daß die Energie, mit welcher die Sonne in den Weltraum hinaus auf die Planeten und so auch auf unsere Erde wirkt, nicht immer dieselbe ist. Die Größe und Häufigkeit der Sonnenflecken hat man ja bekanntlich mit dem Wetter in Beziehung bringen wollen. Natürlich wird ein solcher Versuch aussichtslos sein, wenn man damit das Wetter für bestimmte Tage vorausfragen will. Aber es ist nicht unwahrscheinlich, wenn auch noch nicht streng bewiesen, daß das Wetter im Jahresdurchschnitt oder im Mittel gewisser Perioden im Einklange steht mit dem Verhalten der Sonnenflecken. Jetzt hat nun E. Walter Maunder eine Beziehung der letzteren zu den Störungen des Erdmagnetismus herausgefunden. Bekanntlich nimmt eine Magnetnadel eine Richtung nach dem magnetischen Nordpol ein. Nun kommen aber auch häufig gewisse Schwankungen in der Richtung vor. Die kleineren können von lokalen Ursachen abhängen; Maunder berücksichtigte daher nur die großen, und zwar brachte er nur 19 solcher magnetischer Stürme, die in der Zeit von 1875 bis 1903 beobachtet worden sind, in Beziehung zu den Sonnenflecken. Alle 19 sind aufgetreten, während besonders große oder doch solche Sonnenflecken sichtbar waren, die früher groß gewesen, aber dann in geringerer Ausdehnung den zentralen Meridian der Sonne passiert hatten. Die magnetischen Stürme traten immer sehr plötzlich auf, und sie machten sich erst dann bemerkbar, wenn die Fleckengruppe in die Nähe des Sonnenmeridians kam. Vom September 1898 bis zum Oktober 1903 gab es keine großen Fleckengruppen auf der Sonne und während dieser Zeit traten auch keine großen, magnetischen Stürme auf. Wohl besteht ein Zusammenhang zwischen der Größe der magnetischen Stürme und der Sonnenflecken, indes nicht in dem Sinne, daß die magnetische Störung um so größer wäre, je größer die Sonnenflecken sind. Maunder erklärt sich das daraus, daß die Kräfte, die von der Sonne ausgehen, nicht direkt in radialer Richtung wirken. Es ist also möglich, daß die Störung, die sich durch einen Sonnenfleck in der Energie der Sonne kundgibt, sich nicht in senkrechter Richtung von dem Flecken aus nach dem Weltraum fortflanzt, sondern daß sie irgend welche andere Richtung einschlägt. Wie Photosphären der Sonnenkorona zu einer Zeit, wo die Scheibe durch den Mond verfinstert ist, zeigen, zudem gewaltige Feuerstrahlen auch

nicht in radialer, sondern in beliebig anderer Richtung in den Weltraum hinaus. So werden auch die Sonnenflecken nicht immer zu bestimmter Zeit und in bestimmter Größe eine genau entsprechende Störung im Erdmagnetismus hervorzurufen, sondern es wird darauf ankommen, daß die Erde nicht zu weit entfernt ist von der Richtung, in der die Einflüsse der Sonnenflecken wirken. Wenn also nicht bei einem einzelnen Flecken, so wird sich doch der gesetzmäßige Einfluß bei der Berücksichtigung einer größeren Zahl von Flecken genau nachweisen lassen. Und dieser Nachweis dürfte Maander gelingen sein. Damit aber wird es überhaupt wahrscheinlich, daß die Sonnen- thätigkeit keine ganz gleichmäßige ist, und daß sich die Impulse und Störungen derselben auch bei uns bemerkbar machen. Und gerade wegen des bedeutenden Einflusses, den jene auf unseren Planeten und damit auf die Menschheit haben mögen, ist es um so mehr geboten, daß die Wissenschaft den Vorgängen auf der Sonne die größte Aufmerksamkeit schenkt. —

Kleines feuilleton.

ki. Die schöpferische Phantasie beim Kinde. Daß im Kinde Mächte und Fähigkeiten schlummern, die nah verwandt sind mit den schöpferischen Bildungskraften des Genies, hat man schon oft betont. Eine Fülle wertvollen Materials zu dieser Frage trägt Fr. Quehrat in seinem neuen Werke „Les Jeux des enfants“ zusammen. Zunächst spricht er von der illusorischen Phantasietätigkeit des Kindes, die aus allen den alltäglichen Dingen Wunderwelten des Märchenlandes hervorzaubert. Aus den ungewissen und seltsamen Formen der Wolken und der Gesteine, aus den schwarzen Lagerungen des Waldes und der Ebenen erwachsen wunderbare Wesen, tolle Verzerrungen und Masken. An dem geschwärzten Stud der Decke läßt das Kind stundenlang seine Blide hinwandern und malt sich allerlei aus. So erzählt Anatole France von seiner Kindheit: „Meine Mutter stellte jede Nacht meine Wiege ganz nah an ihr Bett, dessen riesige gebauschte Vorhänge mir Furcht und Bewunderung einflößten. Kaum lag ich in meinem Bettchen, so tanzten gleich wildfremde Gestalten um mich herum, Leute mit langen Nasen wie Storchschnäbel, wilden, tief herunterhängenden Schnurbärten, spitzen Bäuchen und krummen Wadelbeinen. Sie zogen an mir vorbei, mit dem Profil mir zugewandt, jeder ein großes rundes Auge mitten auf der Wade, mit Bürsten, Besen, Guitarren, Spritzen und allerlei Instrumenten bewaffnet.“

Die Phantasie des Kindes geht ins Ungeheuerliche und Große, sie macht größer und gestaltet neu, aber ihr fehlt die Erfahrung, die auf Grund der Naturbeobachtung ein gesteigertes Abbild der Welt bietet und nach ewigen Gesetzen neue Gestalten formt; wir und phantasiereich zusammengewirfelt, vor allem ins Riesenhafte gehoben sind ihre Gebilde. So erwecken die schweren Bettvorhänge in Anatole France die Vorstellung, als seien seine Eltern gütige, ewige, einzigartige Riesen, die ihn sicher in aller Gefahr beschirmen würden. Wie erstaunt ist der Mann, wenn er die Stätten seiner Kindheit wiederseht und dieses Traumland märchenhafter Erlebnisse nun vor sich liegen sieht, so klar und nüchtern im Sonnenschein, so alltäglich und gewöhnlich. Die kleine Pfütze, war sie nicht einst das weite Meer? Der stille verschlafene Garten ein Urwald von verwirrender Größe und diese kleinen Hügel schwindelnd hohe Gebirge? Doch nicht nur im Größermachen und Steigern des Gesehenen lebt sich die kindliche Phantasie aus; sie bevölkert auch die Welt mit ganz neuen Wesen, schafft sich aus dem Nichts ein eignes Wunderreich. Hinter der täglichen Umgebung liegen die geheimnisvollen weiten Lande ihrer Ahnung und sie erzählt von fremden Leuten, die hinter den Bergen wohnen. Besonders aus engen Winkeln, in dunklen Schränken und tiefen Ecken tauchen ihm solche Visionen hervor; die Unwissenheit des Kindes, die die realen Gründe der Erscheinungen noch nicht versteht, sucht so eine höchst naive, oft poetische Erklärung. Anatole France sah in dem Glaschrank seiner Mutter, in den er auf den Bebenspitzen nur schüchtern lugen konnte, eine Merkwürdigkeit ersten Ranges, mit der sich seine Phantasie stark beschäftigte. Das Kind macht auch die toten stummen Dinge lebendig, leiht ihnen Gefühl und Seele. Selbst die Buchstaben werden Personen. So sprach ein kleiner Junge, der den Buchstaben „W“ in sein Herz geschlossen hatte, nur von „meinem guten alten W“. Ein junger Herr von vier Jahren soll ein D machen, doch die Feder gleitet aus und der Buchstabe wird recht schief. „Sieh mal; es hat sich hingeseht!“ ruft der Kleine. Von zwei Buchstaben, die zu eng aneinandergereihten, sagte er, sie „plauderten zusammen“. Mit ihrem Köpfel, ihrer Tasse, ihrem Teller stehen Kinder in einem innigen Verhältnis, reden oft zu ihnen und weinen, wenn sie entzwei geben. Wie mir irgend ein Dichter pantheistisches Weltfühlers geben sie Blumen und Pflanzen, selbst den Steinen eine Seele. Traurig rief ein kleines Mädchen, als es ein paar Blumen wellen sah: „Wie niedlich sind sie doch! Ach, Mama, laß sie bitte nicht sterben,“ und es weinte bitterlich, als im Herbst die Blätter von den Bäumen auf die Erde sanken. Ganz abstrakte Worte erwecken im Kinde Vorstellungen bestimmter anschaulicher Dinge. Bei dem Ausdruck „Die Jagd ist geschlossen“ dachte ein kleiner Junge an gewaltige Tore, die um die Wälder und Felder herumständen und nun mit großen Schlüsseln zugeschlossen würden. Bei dem Worte „Der Frühling ist gekommen“ fragte ein Kind danach, auf welchem Weg er käme und wie er denn aussehe, ob er an der Tür klingeln würde.

Die Phantasie des Kindes lebt besonders auf in seinen Spielen; wie eng der Spieltrieb gerade mit dem künstlerischen Schaffen zusammenhängt, haben seit Schiller viele betont, besonders Groos in seinem Buche „Die Spiele der Menschen“. Doch nicht nur unbewußt formt das Kind die Gestalten seiner Umgebung um, es sind auch gewisse Kräfte des Fortdichtens nach fremden Anregungen schon in seiner kindlichen Phantasie zu verspüren. Diese Wesen eines fremden Geistes führen nur in seinem Hirn ein eignes Leben, werden ein Teil seiner Umgebung, seine Gefährten und Freunde. Das Kind überträgt gewisse Gestalten dichterischer Erfindung resolut in die reale Welt. So hat z. B. Dickens die Gestalten der Bücher, die er in seiner Jugend las, gar bald heimisch gemacht in seiner eignen Heimat. „Jede Schauer aus der Nachbarschaft, jeder Stein in der Kirche erinnerte mich an die Helden meiner Lieblingsbücher und vermischten sich mit den Situationen, in denen ich sie mir vorstellte.“ Das Kind sieht die Dinge, die man ihm erzählt, sogleich in völliger Lebendigkeit vor sich und vermöge einer höchsten Leichtigkeit assoziativer Bilder sammelt sich um ein einziges Wort eine Menge anderer Vorstellungen. Loti erzählt von einem kleinen siebenjährigen Mädchen, mit dem er in einem Gartenecken eine große Apriose aß und das dabei folgende Gespräch erzählte: „Es war einmal ein kleines Mädchen; das machte eine sehr große Frucht aus den Kolonien aus; da kam aber ein wildes grünes Tier herans; das biß das kleine Mädchen und das starb daran.“ Wie leicht ein Kind auch den verschlungenen Pfaden seiner Erzählung folgt und wie die Erklärungen Erwachsener sie nur in ihrem eigenen Nachdenken stören, lehrt eine Geschichte von einer Mutter, die ihren kleinen Jungen von sechs Jahren eine Geschichte vorliest: „Ich fürchte, Du verstehst mich nicht, mein Junge,“ sagte sie, „Oh, Mama, ich würde schon recht gut verstehen, wenn Du mir nur nicht soviel erklären wolltest.“ Sehr interessant ist es, wie sich langsam die dichterische Fähigkeit in dem Kinde bildet. Von einem gewöhnlichen Anlaß steigen ihm allerlei Zusammenhänge auf und es beginnt zu erzählen, rudweise, wirr, in schwachem Tone. Manchmal freilich werden diese Erzählungen auch schon zu kühnen Ausschneidereien, wie die Geschichte eines fünfjährigen Jungen zeigt, der einmal auf dem Meere gefahren war und nun davon erzählte: „Einmal, da bin ich auf dem Meere gefahren in einem Rettungsboot; plöblich, da sah ich einen riesengroßen Walfisch und nun sprang ich aus dem Boot und dem Walfisch mitten auf den Rücken, breiten Rücken und ritt auf ihm und machte auf seinem Rücken eine große Reize und alle kleinen Fische sahen zu und lachten dabei aus vollem Halse.“ —

Theater.

Berliner Theater. „Onkel Wanja“. Szenen aus dem russischen Landleben in vier Akten von Anton Tschekow. Deutsch von August Scholz. — „Der Onkel Wanja“ des jüngst verstorbenen, in Deutschland vornehmlich durch seine kleinen, satirisch gefärbten Skizzen und Novellen bekannt gewordenen Tschekow, hat in Rußland großes Aufsehen gemacht. Diese „Szenen“ sind ein berühmtes Repertoirestück der naturalistischen Musterbühne in Moskau geworden, die in dem russischen Theaterwesen etwa dieselbe führende Stellung einnimmt, wie ehemals bei uns das „Deutsche Theater“. Das Drama, das der Dichter ohne jeden Gedanken an eine Aufführung geschrieben, soll einen entscheidenden Anstoß zur Gründung dieses neuen Unternehmens gegeben haben. Eine der Figuren, die lebenswürdige, gütige Sonja, die in stiller Ergebung die Qualen verschmähter Liebe trägt, erzählte mir ein Landsmann des Autors, hat in der russischen Jugend geradezu Begeisterung erweckt. Trotz alledem ließ sich mit Sicherheit voraussagen, daß der Versuch, dieses seltsame dramatische Gebilde auf einer deutschen Bühne einzubürgern, scheitern müßte. Auch eine sehr viel bessere Vorstellung als die, welche das Berliner Theater zu bieten vermochte, würde die Hemmnisse nicht haben überwinden können. Die Fremdartigkeit des Milieus und der Personen, die sich selbst als Sonderlinge bezeichnen, erschwert von vornherein die Wirkung; aber das allein wäre kein absolutes Hindernis. Tolstoj in der „Macht der Finsternis“, Gorki in dem „Nachtsyl“, haben viel Fremderes und Ferneres so zu gestalten gewußt, daß es, unabhängig von jeder nationalen Schranke, mit dem Zwange unmittelbarer Wahrheit, lebendig wie ein Selbsterlebtes uns ergreift. Doch bei Tschekow wird man ein Gefühl der tremenden Distanzen nicht los; was er uns vorführt kann ja alles passiert sein, doch bleibt es bei dem bloßen Für-Möglich-Halten; es fehlt die starke Seelenresonanz, der große Eindruck des Notwendigen. Ungegliedert, ohne Beziehung der Begebenheiten zu einem Einheit schaffenden Mittelpunkt und ohne Steigerung, zieht langsam Scene um Scene vorüber, den Schneidengang des Alltags nachahmend. Gebrochene Existenzen lagern sich ihr Leid, entstammen zu jäher Leidenschaft und trennen sich — Fäden spinnen sie an und zerreißen. Eine trostlose Verzweiflung klingt als Grundton durch das Ganze hindurch. Doch diese Verzweiflung ist zu wortreich, vielfach auch zu kleinlich und sonderlingshaft in ihren Motiven, um auch nur eine Spur von jenem mächtigen Stimmungsnachhall zu erzeugen, den Gorkis wunderbare Darstellungen melancholischer Seelenzustände auslösen. Man wurde ungeduldig bei dem ewigen Seufzen und verstand, trotz aller Hinweise des Doktors, nicht recht, wie denn diese privaten Schmerzen mit dem allgemeinen Elend gerade Rußlands und des russischen Landlebens zusammenhängen sollen.

Onkel Wanja, der das Landgut seines Verwandten, eines alten, giftbrüchigen, pedantischen Professors, der ehemals als Leuchte d...

Wissenschaft galt, bewirtschaftet, hat sich in dessen junge, nervöse Frau verliebt und quält sich verdrossen in trügerischem Müßiggang mit Träumen, was alles aus ihm hätte werden können, wenn er an Stelle des Professors Helenens Hand erhalten haben würde. Blind anhänglich, wie ein Hund, den keine Krügel vertreiben können, verfolgt er sie. Er stöhnt ihr seine Liebe vor und schimpft auf den Gatten. Weder Sonjas freundlicher Zuspruch, noch der Doktor, sein langjähriger jüngerer Kamerad, der, eine bessere Zukunft der Menschheit erblickend, das innere Gefühl der Leere in rastloser Tätigkeit und öfters auch im Trunke zu überhäuben sucht, vermögen etwas über ihn.

Den verhältnismäßig stärksten Stimmungseindruck erhielt ich von den Bildern des zweiten Aktes. Der grauhäarige, hypochondrische Gelehrte zwingt Helene an seinem Krankenstuhl in tiefer Nacht zu wachen und rächt sich für die Schmerzen durch peinigende, unaußersprechliche Vorwürfe: niemand kümmere sich um ihn. Wortlos hört sie, in deren Herzen die Neigung längst erloschen ist, ihn an. Als er sich endlich in sein Zimmer führen läßt, erscheinen Wanja und der herbeigerufene Doktor, beide heraufschüt. Während ist die Scene zwischen dem jungen Arzt, der, rasch die Selbstbeherrschung wiederfindend, von seinen Ideen plaudert, und Sonja, die ihm in liebender Bewunderung zugehört, die ihr Gefühl ihm ausdrücken möchte, ohne daß er den Sinn der Worte auch nur ahnte. — Das Mädchen ist zu unscheinbar, um ihn zu reizen. Das hübsche Lärchen der Professorin, von der er selber sagt, sie treibe nichts als jede reiche Dame, die sich von andern unterhalten lasse, hat es ihm angethan. Sehr originell und fein ist der plötzliche Ausbruch sinnlicher Leidenschaft, als Helene ihn fragt, ob er für Sonja denn nichts empfinde. Er hält's für einen listigen Winkelzug weiblicher Koletterie und reißt das schöne Weib an sich. So überrascht die beiden Onkel Wanja. Die ganz unmotivierte Erklärung des Professors im Familienrat, daß er das Gut verkaufen wolle — eine äußere, gar nicht vorbereitete Zufälligkeit steigert den Horn Wanjas gegen den Gatten seiner Angebeteten zur Tobucht. Er schießt, ohne zu treffen, eine Pistole auf ihn ab. Im letzten Akte lehr alles in das alte Geleise zurück. Professors ziehen in die Stadt. Mit einem sehnsüchtig feurigen Kusse nimmt Helene vom Doktor, mit einem leisen Kusse des Mitleides vom Onkel Wanja Abschied. Es wird wieder alles sein, wie es gewesen ist. Der Doktor geht, und, während draußen die Schlittenschellen klingen, setzen Sonja und der Onkel, das junge Mädchen und der alte Mann, vom gleichen Schmerz verschmähter Liebe durchschüttert zur lange unterbrochenen Arbeit sich nieder. Nirgend ein Hoffnungsstern.

Die Aufnahme war kühl. Man spürte wohl an vielen Stellen den eigenartig feinen Stoff, aber der gänzliche Mangel an dramatischer Bewegung ließ auch daran keine rechte Freude auskommen. Die Längeweile, von der im Stück so viel gesprochen wird, nahm bei der Aufführung bedenklithe Realität an. Das Spiel bewegte sich auf mittlerem Niveau. Herr Nische war sympathisch als Doktor, ebenso Fräulein Roland als Sanja. Die Hauptrolle wurde mit gutem Verständnis von Herrn Pitschau gespielt. —

Aus dem Tierleben.

— Abnorme Färbungen kommen bei vielen Wildarten vor. Abgesehen davon, daß einige Arten, wie z. B. Waldkauz, Mäuse- und Wespenbussard, Kampfhahn (Machetes pugnax), überhaupt keine konstante Farbe besitzen, und die verschiedensten Schattierungen und Abstönungen vom dunkelsten Schwarz bis zum hellsten Grau oder Weiß nebeneinander vorkommen, hat man auch weiße Fasanen, Feldhühner, Drosseln, Sperlinge, Wachstelzen, Schwatzen schon oft beobachtet. Einen semmelgelben Hausfperling und einen silbergrauen Feldsperling mit gelber Platte erlegte ich, so schreibt der „Dtsch. Jäger-Ztg.“ ein Mitarbeiter aus Münster, vor einigen Jahren. Einen Grünspiegelalbatro beobachtete ich im letzten Winter. In den meisten Fällen vererben sich diese Färbungen nicht, sondern die Jungen tragen das normale Federkleid. Ueber weißes Nehwild, welches hier und da vereinzelt auftritt und auch manchmal seine Färbung ganz oder zum Teil vererbt, ist schon oft berichtet worden. Vor einigen Jahren traten in der Nähe von Münster (Weisfalen) einige schwarze Stücke auf, die von jederman mit Interesse betrachtet wurden. Die betreffenden Stücke waren vollständig schwarz ohne Spiegel. Die schwarze Farbe hat sich außerordentlich gut vererbt, und in den meisten Revieren der Umgegend kommen schwarze Rehe vor. Der schwarze Bod gilt nicht mehr als der rote. In einigen Revieren sieht man keinen Sprung Nehwild, bei dem sich nicht einige schwarze Stücke befinden. Normal gefärbte Aiden mit schwarzen Rippen, die aller Wahrscheinlichkeit nach einen schwarzen Bod zum Vater haben, sieht man häufig. Auch die verschiedensten Schattierungen von der natürlichen Farbe bis zum tiefsten Schwarz treten hin und wieder auf. Bemerkenswert ist es, daß die schwarzen Rehe nicht das gekleckte Jugendkleid der normal gefärbten Rehe tragen, sondern von der Geburt an kohlschwarz sind. Das natürlich gefärbte Reh wird, wenn es sich drückt, von Pilz- und Beerenfuchern in den meisten Fällen übersehen, das schwarze dagegen bleibt selten unentdeckt, da es sich von der natürlichen Umgebung äußerlich stark abhebt. In den ersten Lebensstagen sind die Rehe noch so unbeholfen, daß sie den größten Gefahren durch Menschen und bummelnde Fixtöter ausgesetzt sind, aber auch im höheren Lebensalter wird das schwarze Stück viel eher die Aufmerksamkeit seiner zwei- und vierläufigen Feinde erregen als das normal gefärbte. Als Degeneration kann der Melanismus nicht angesehen werden, denn

die erlegten Stücke haben mindestens dieselbe Stärke in Gehörn und Wildbret wie die normalen. Neuerdings treten schwarze Stücke schon in vielen Revieren auf, in denen früher nie solche bemerkt worden sind. Fasanen mit abweichender Färbung kommen fast überall vor, aber so oft wie im vergangenen Jahre habe ich sie noch nie bemerkt. Ueberall, wo Fasanen vorkommen, und das ist in den meisten Revieren des Münsterlandes der Fall, werden solche erlegt. Die Färbung ist fast immer eine lehmgelbe, isabellgelbe oder sogar hell silbergraue und tritt fast durchgehends nur bei Hähnen auf. In jedem Falle aber haben die abnorm gefärbten Hähne den prächtig grünlichgelben Kopf der naturfarbenen. Ob diese Färbung zusammenhängt mit abweichender Färbung, wie es wohl vielfach angenommen wird, habe ich nicht feststellen können. Bei meinen stundenweit feldernden Haus- tauben hatte ich vor einigen Jahren den Fall, daß alle Jungen verschiedener Paare, die nicht miteinander blutsverwandt waren und blaue resp. blauschwarz gesprenkelte Farbe hatten, isabellgelb mit schokoladenfarbenen Tupfen waren. Die Kröpfe der geschlachteten Tauben waren bis zum Platzen angefüllt mit braunen Häuserschneden, die vielleicht auf die abweichende Färbung eingewirkt haben. Schwarze oder schwarzgraue Männchen werden hier oft erlegt. Ich selbst erlegte vor einigen Jahren ein Wildkaninchen, welches tief- schwarze Färbung besaß, und auf dem hiesigen Provinzialmuseum befinden sich eine ganze Anzahl ausgestopfter, schwarzer Wildkaninchen. Diese abweichend gefärbten Kaninchen kommen stets nur vereinzelt vor, scheinen sich also nicht konstant zu vererben wie das schwarze Nehwild. —

Notizen.

— In Wien erscheint dieser Tage die erste Nummer einer illustrierten Halbmonatsschrift für städtische Kultur: „Hohe Warte“. Herausgeber ist Josef Aug. Zug. Unter den Mitarbeitern werden Oberbaurat Otto Wagner, Alfred Lichtwark, Alo Moser, Josef Hoffmann u. a. genannt. —

— Josef Müllers neue Komödie „Morgenröte“ wird hier im Neuen Theater gegeben werden. —

— Mathilde Seroa arbeitet gegenwärtig an einem vier- aktigen Schauspiel: „Nach der Vergebung“. Das Stück ist für die Duse bestimmt. —

— An Stelle Stabenhägers, der seine Entlassung genommen, wurde General-Musikdirektor Motzk zum Direktor der Akademie für Tonkunst in München ernannt. —

— In einer Pyramide von Sakkarah (Aegypten) wurde eine Perseerurkunde aus dem Jahre 436 v. Chr. entdeckt. —

— Herings- und Sprottzüge an der Küste von Silt. In der „Kerthus“ lesen wir: Durch verschiedene Tageszeiten ging die Kunde, daß im Juli unermeßliche Scharen von Sardinien an der Silter Küste erschienen wären, von Matrelen verfolgt, und selbst in einigen naturkundlichen Zeitschriften hatte diese an sich gewiß beherzigenswerte Tatsache Beachtung und — Glauben gefunden. Leider ist es diesmal bei Heringen und Sprotten geblieben, und zwar vermutet der königl. Oberfischmeister Deder in Altona, daß es sich um jene Züge handle, die sonst in der Regel alljährlich vor der Elbmündung erscheinen, im verfloßenen Winter aber merkwürdigerweise ausgeblieben waren. Ueber die Ursachen des gegenwärtigen, gänzlich ungewöhnlichen Erscheinens solcher Fischzüge auf der Höhe von Silt läßt sich vorläufig wohl kaum etwas Bestimmtes sagen; Wasser-, Strömungs-, Wind- und Temperaturverhältnisse werden zur Erklärung herangezogen werden müssen; vielleicht auch, daß die Schwärme durch Raubfische festgehalten worden sind. Auf jeden Fall handelt es sich um ein Phänomen, dessen event. früheren Auftretens sich selbst die ältesten Silter Fischer nicht erinnern konnten, und so ist es auch wohl zu erklären, daß man Heringe und Sprotten, also an sich gewöhnliche Martfische, mit Sardinien verwechseln konnte. —

— Der weiße Dzean. Der „Frankf. Ztg.“ wird geschrieben: Herr Kapitän Brehmer vom Dampfer „Mimantia“ der Hamburg-Amerika-Linie berichtet von seiner letzten Reise wie folgt: „Am 6. August in zirka 11 1/2 u. Br. und 60 ö. Lg. gegen 8 Uhr nachmittags färbte sich das Wasser allmählich innerhalb einer Viertelstunde weiß, sodaß man schließlich in Milch zu fahren schien. Diese Färbung hielt etwa fünf Stunden bis zum Aufgang des Mondes an. Ich habe bisher erst einmal in meinem Leben eine gleiche Erscheinung bemerkt; es war im August des Jahres 1888 unter der Küste von Java. Damals hatten wir kurz vorher ein Seebeben gehabt und meinten, die Erscheinung rühre daher. Interessant wurde die jetzige Erscheinung auch dadurch, daß eine Unmasse fliegender Fische an Bord kam.“ —

— In Nidda (Hessen) fand unlängst die Generalversammlung des Landes-Gewerbevereins statt. Der Ort war festlich geschmückt. Allgemeines Interesse erregten die Sprüche an den Häusern, die sich auf die in den Häusern betriebenen Geschäfte bezogen. Beim Oberförster stand zu lesen:

Einst rannte mich im dunklen Tann
Am Jagdsitz mancher Eber an,
Jetzt sitz' ich hinterm Schreibtisch hier
Und fang' die Sau mit Löschpapier. —